

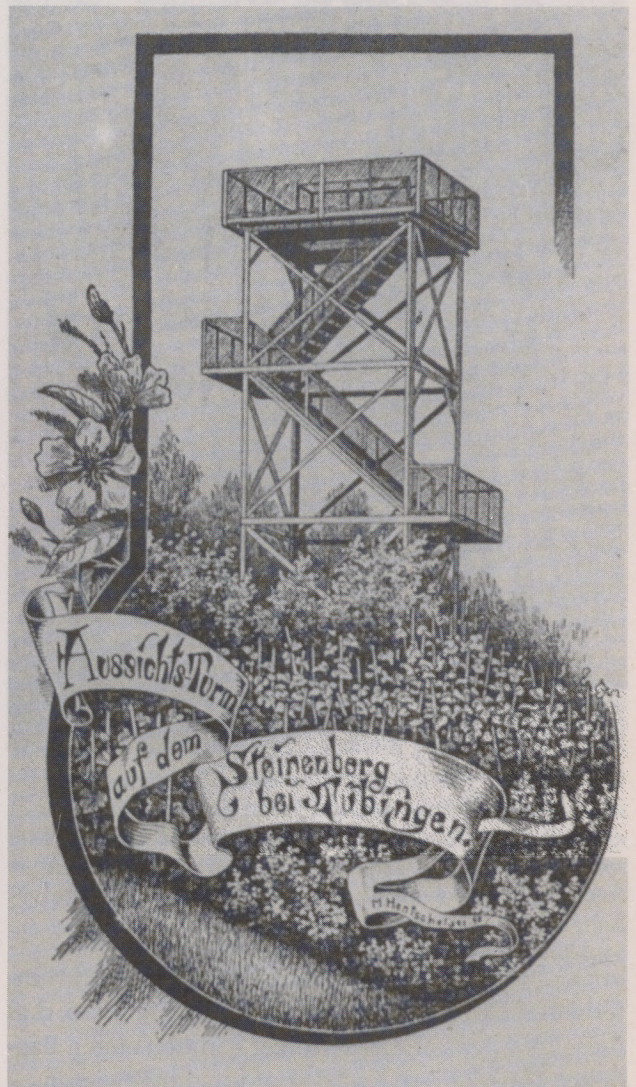
Überhaupt die Aussichtstürme! setzte Paul Schultze-Naumburg – Architekt, Heimatschützer und Direktor der Weimarer Kunsthochschule – in seinen «Kulturarbeiten» klagend an, um sodann polternd fortzufahren: *Sie bilden ein böses Kapitel im Buche unserer Landschaftsgestaltung.* Um die Jahrhundertwende hatte der Turmbau- und Denkmalsboom in Deutschlands Mittelgebirgen offensichtlich solche Ausmaße erlangt, daß die Heimatschutzbewegung, als heftige Tourismuskritikerin und Landschaftschützerin ohnehin nicht eben zimperlich, auf den Plan gerufen wurde. Ein Turmunkraut, das heute überall auf unseren Bergen wuchert, beobachtete Schultze-Naumburg in deutschen Landschaften, und sein ästhetisches Urteil über die Aussichtsturmarchitektur fiel alles andere als schmeichelhaft aus: *Diese krankhaften Formen, wie sie in den letzten Jahrzehnten herrschten, haben nun überall das Land auf seinen sichtbarsten Punkten aufs häßlichste entstellt.*

- Daß Welt-Anschauung, eingeübt im Blick von den Plattformen der Aussichtstürme, nicht ohne Weltanschauung zu denken ist, wurde bereits in den beiden vorangegangenen Beiträgen zu den württembergischen Turmdenkmälern (vgl. «Schwäbische Heimat» 1991/4 und 1992/1) gezeigt: Ohne den lärmenden Hurratriotismus der Reichsgründungsära, in der etliche der Turmprojekte als nationale Denkmäler verwirklicht wurden, wären wohl auch etliche schwäbische Bergkuppen unbekrönt geblieben. Die Interpretation der Turmbauwerke als Zeigefinger patriotischer Propaganda freilich eröffnet nur einen Blickwinkel; oft dienten die über sechzig Turmprojekte in Schwaben, betrieben von Verschönerungs- und Geschichtsvereinen und, allen voran seit 1888, dem Schwäbischen Albverein, ganz einfach der Verbesserung der touristischen Infrastruktur und der Erschließung der württembergischen Landschaften als Wandergebiete.

*Auch ein Profanisierungsprozeß:*

*Kirchtürme werden zu Aussichtstürmen*

- Lange bevor der Denkmalsboom der kaiserlichen Epoche auch die meisten der württembergischen Aussichtstürme erstehen ließ, hatte das schaulustige Wanderpublikum des späten 18. und des 19. Jahrhunderts bereits alle möglichen Orte und Bauwerke erobert und in point-des-vues verwandelt. Geläufig ist das Beispiel des Straßburger Münster-



*Beim zehn Meter hohen Aussichtsturm auf dem Tübinger Steinenberg wurde wegen der Unauffälligkeit des Baus noch über die Symbolik der Eisenkonstruktion hinweggesehen. Bei anderen Eisentürmen, dem 1899 auf dreißig Meter Höhe emporgezogenen Lembergturm beispielsweise, sorgte die Frage des Baumaterials für heftige ideologische Debatten.*

turms, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts zur Touristenattraktion avancierte, nun nicht länger als Orientierung für den ehrfürchtig-gläubigen Blick von unten dienend, sondern von himmelwärtsstrebenden Reisenden erobert wurde, die ihren beherrschenden Blick über das weite Land triumphieren ließen. Goethe erklimmte während seines Straßburger Aufenthalts in den 1770er Jahren fast täglich die Stufen zu einer Aussichtsplattform auf dem Münster. Das Mauerwerk auf der Turmspitze wurde nach und nach zum regelrechten Gipfel-





Ein Erdaufwurf auf dem Tübinger Steinenberg diente bereits im 19. Jahrhundert als Aussichtspunkt. Mit den Jahren war der Blick durch emporwachsende Bäume und Gestrüch versperrt worden, und so entschloß sich der örtliche Verschönerungsverein 1898 zum Bau des eisernen Gerüsts, das sich heute so darbietet.

buch – Herder, Lenz, Lavater oder Klopstock hinterließen ihre Namen, eingeritzt in Stein, so daß diese Initialensammlung selbst – in den ersten Baedeker-Reiseführern wird darauf hingewiesen – zum Touristenmagnet geriet.

Kirchtürme also sind für die frühe Wanderbewegung fast so etwas wie der Vorgänger der Aussichtstürme, und in den Reiseführern des 19. Jahrhunderts werden die sehnhungrigen Touristen immer wieder auf solche Aussichtsmöglichkeiten verwiesen. Selbst gegen Ende des Jahrhunderts, 1891, werden in den «Blättern des Schwäbischen Albvereins» neben den Reservoirs von Albwasserleitungen auch noch Kirchtürme als Aussichtsgelegenheit vorgeschlagen. *Es ist kaum zu fürchten*, wird da gehofft, *daß die Gemeinden, wenn die richtige Aufsicht geübt wird, gegen die allgemeine Besteigung der Kirchtürme seitens der Touristen etwas einzuwenden haben; vielleicht nehmen sie Anlaß, die Treppen und Gänge noch wegsamer zu machen.* Noch 1897 zählt der Schwäbische Albverein in seiner Mitglieder-

zeitschrift unter der Rubrik *Aussichtsbauten* etliche Kirchtürme im Schwäbischen auf; genannt werden etwa Bierlingen, Oberamt Horb, der Dreifaltigkeitsberg bei Spaichingen oder die Gotteshäuser von Freudenstadt, Neresheim und Kaisersbach im Welzheimer Wald. Und Anfang des 20. Jahrhunderts scheint diese solchermaßen betriebene Profanisierung der Sakralbauten so weit fortgeschritten, daß zur Verbesserung der Aussichtsmöglichkeiten sogar architektonische Eingriffe nicht länger tabu sind: *Im Laufe des Sommers und des schönen Herbstes*, berichten die «Blätter des Schwäbischen Albvereins» 1907, *war die neu erstellte Aussichtsanlage auf dem Kirchturm Frickenhofen das Ziel zahlreicher Wanderer.* Dort nämlich, in dem Dorf unweit von Gschwend, waren – trotz vielerlei Kritik – am Turm überdachte Bellevue-Balkone angebracht worden.

*Ein Turm als Geburtshelfer:  
Die Gründung des Schwäbischen Albvereins*

Inzwischen freilich war mit dem Aussichtsturm längst ein eigener Baukörper geformt worden, der sowohl dem Denkmalbedürfnis der Epoche wie auch der Schaulust der Touristen Rechnung trug. Etliche örtliche Verschönerungsvereine engagierten sich bereits um die Hälfte des 19. Jahrhunderts im Bau solcher lokaler Prestigeobjekte, und einigen, vornehmlich finanziell gutgestellten Vereinen – dem Stuttgarter Verschönerungsverein 1879 mit seinem Hasenbergturm oder dem Heilbronner Verschönerungsverein 1885 mit seinem Schweinsbergturm – war nach langen Planungsphasen tatsächlich auch das Erfolgserlebnis der Realisierung vergönnt.

Da die lokal organisierten Verschönerungsvereine naturgemäß aber eine «Kirchturmpolitik» betrieben, fehlte den Vorhaben oftmals der institutionelle Rahmen. Alles andere als Zufall war es deshalb, daß 1888 bei der Gründung des Schwäbischen Albvereins, – der dann beim Bau von mehr als der Hälfte der württembergischen Aussichtstürme finanziell beteiligt war oder als eigenständiger Träger auftrat, – ausgerechnet ein Aussichtsturm Pate stand: Der Kirchheimer Verschönerungsverein nämlich hatte sich mit dem Aussichtsturm auf der Teckruine finanziell übernommen. Einige Verschönerungsvereine aus der Umgebung sprangen zur Seite, leisteten Unterstützung, und aus diesem Zusammenschluß erwuchs schließlich Ende 1888, Delegierte von dreizehn Verschönerungsvereinen waren bei der Gründungsversammlung in Plochingen anwesend, der Schwäbische Albverein.

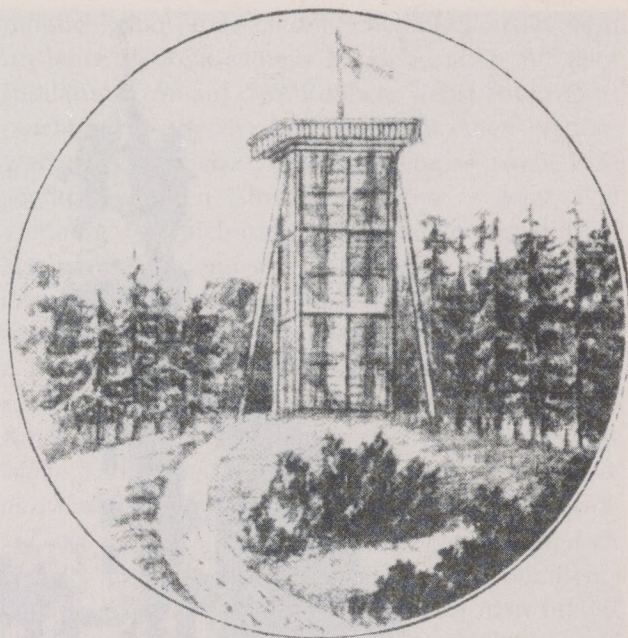


Durch sein Engagement wurde die Erschließung der württembergischen Landschaften vorangetrieben; wenn nicht in eigener Trägerschaft der Bau von Aussichtstürmen verfolgt wurde, so unterstützte der Albverein oft die Vorhaben anderer. Nach wie vor freilich blieben die Finanzierungsmöglichkeiten entscheidend für die Frage der Verwirklichung der Turmbaupläne. Etliche kleine Gemeinden, die Touristen auf die Alb locken wollten, mußten sich mit einfachen Aussichtsgerüsten begnügen, die als bauliche Eintagsfliegen meist schon nach wenigen Jahren morsch und marode zusammenfielen. Das Holzskelett, das 1893 als Vorläufer des heutigen Aussichtsturms auf dem Gomadinger Sternberg gezimmert wurde, rettete sich mit seinen Dutzend Lebensjahren gerade noch ins neue Jahrhundert; und wenn das zwanzig Meter hohe Aussichtsgerüst, mit dem 1890 der Gönninger Verschönerungsverein den Roßberg schmückte, fast ein Vierteljahrhundert Wind und Wetter trotzte, so war das für eine solche Konstruktion schon viel.

*Holz, Stein oder Eisen: Materialfragen erwiesen sich als Weltanschauungsdebatten*

- ✗ 1897 machte sich der Albverein an eine Inventur der inzwischen vorhandenen Turmbauten Schwabens: *Eine Musterung der Aussichtstürme, soweit uns eine solche möglich ist, ergibt, daß Holzbau zwar am häufigsten ist, aber überall nur als Notbehelf angesehen wird, daß der Steinbau sehr teuer kommt und in der Regel nur von leistungsfähigen Vereinen, Gemeinden u. s. f. unternommen werden kann, und daß aus diesen Gründen der Eisenbau gerne gewählt wird, wo er nicht aus Schönheitsgründen unbedingt verworfen werden muß.* Tatsächlich bestimmte die Preisfrage die Architektur der Türme: Mit verschalten Holztürmen, wie sie auch heute noch auf dem Sternberg, dem Römerstein, dem Steinknickle, dem Juxkopf und andernorts anzutreffen sind, war offensichtlich ein Idealtypus des Landschaftsbauwerks gefunden, der sowohl die Kosten gering hielt als auch ästhetischen Anforderungen genügte.

- ✗ Wenn allerdings in der Albvereins-Bilanz behauptet wurde, daß ausgerechnet der Eisenbau gerne gewählt wird, so handelt es sich um nichts anderes als um eine gründliche Fehleinschätzung. Keine Konstruktionsweise wurde unter den Initiatoren der Turmprojekte mehr gemieden als der Eisenbau; unter den über sechzig Aussichtstürmen Württembergs findet sich nicht einmal ein halbes Dutzend Eisentürme. Welche ideologischen Ressentiments gegen diesen Baustoff, der nicht nur im Falle des Pariser Eiffelturms den Sieg von menschlicher Ar-



*Oben: Solche Skelett-Konstruktionen aus Holz leisteten sich insbesondere kleinere Gemeinden als Touristenattraktionen. Daß sie nicht für die Ewigkeit gezimmert waren, zeigt das Beispiel des Tübinger Bußsturms: Bereits bei den Aufbauarbeiten 1885 riß ein Sturm das fast vollständig errichtete Gerüst zusammen. Nur knapp ein Vierteljahrhundert sollte es dann dauern, bis dieses Tübinger Ausflugsziel baufällig geworden war. Zeichnung des Universitätszeichenlehrers Wüst.*

*Unten: Die simplen Aussichtsflächen wurden oft von repräsentativen Bauten abgelöst: Dem kurzlebigen Holzgerüst beim Plochinger Stumpenhof beispielsweise folgte 1938, zum 50jährigen Jubiläum des Schwäbischen Albvereins, ein Turm aus Massivstein. Aufnahme des Esslinger Maschinenbauingenieurs Schüle, um 1910.*







In den 1880er Jahren sorgten Finanzierungsschwierigkeiten des Kirchheimer Verschönerungsvereins beim Bau eines Aussichtsturms auf der Ruine Teck für den Zusammenschluß benachbarter Vereine – und so im weiteren für die Gründung des Schwäbischen Albvereins. Zeichnung mit dem Titel «An-sicht des Teckturms» von 1889.

beit und Technik und damit den Triumph des industriellen Zeitalters symbolisierte, vorhanden waren, förderte nicht zuletzt ein Zwist um den kurz vor der Jahrhundertwende auf dem Lemberg erichteten Aussichtsturm zutage.

Das Projekt, auf dem 1015 Meter hohen Alb Gipfel und der höchsten Erhebung der Schwäbischen Alb unweit von Balingen aus 23 000 Kilogramm Eisen für 11 000 Mark einen 33 Meter hohen Turm emporzuziehen, rief etliche Kritiker auf den Plan; unter anderem den Erbauer des Großherzog-Friedrich-Turms auf der Badener Höhe und des Kaiser-Wilhelm-Turms auf dem Hohloh, den in Turmbaufragen also geschulten Architekten Anton Klein. Die monumentale Fernwirkung eines solchen Turms ist nahezu Null. Der Eisenturm bleibt immer etwas Unmonumentales, das nicht wirkt und nicht erfreut, wettete Klein und verwies darauf, sowohl der Badische Schwarzwaldverein wie auch der Vogesenklub würden durchweg auf Eisentürme verzichten und deshalb könne nur inständigst gehofft

werden: Was Badener und Elsässer fertig bringen, werden unsere Schwaben wohl auch können, wenns dem höchsten Punkte der Alb gilt. Bange machen gilt nicht, nur kein Eisen! Mit Waldheil!

In seiner Replik geht der Konstrukteur des Lembergturms, der Freiburger Ingenieur Anton Fauler, in keinem Wort auf seinen Baustoff ein, aber er erteilt der Interpretation, ein solches Landschaftsbauwerk lebe von seiner Ansicht, der monumentalen räumlichen Wirkung, eine klare Absage und argumentiert durch und durch sachbezogen hin auf die Funktion der Aussicht: In erster Linie dient meiner Ansicht nach ein Aussichtsturm zur Erschließung einer lohnenden Rund-sicht von einem Punkte aus, der vermöge seiner Lage einen prächtigen Blick bieten würde, wenn nicht durch Wald oder sonstige Hindernisse der Ausblick unmöglich wird. Um diesen Zweck zu erreichen, genügt es, in ausreichender Höhe eine leicht zugängliche Plattform zu schaffen, deren Ersteigung allen berechtigten Ansprüchen in Bezug auf Sicherheit und Verhütung des Schwindligwerdens entgegenkommt.



Die schroffe Ablehnung des Baustoffs Eisen allerdings wurzelte tiefer. Vor allem in den Reihen der konservativen Heimatschutzbewegung provozierten solche Eingriffe ins Landschaftsbild offenbar Technikfeindlichkeit. Ein Miteinander von industriellem Werkstoff und Natur schien unmöglich: *Ja kürzlich ist man in Schwaben so geschmackvoll gewesen, gar einen eisernen Aussichtsturm in das Burggemäuer des Hohenhöwen hineinzupflanzen, der dann zum großen Jubel der ganzen Umgegend feierlich eingeweiht wurde*, schimpfte Ernst Rudorff, Nestor des Heimatschutzes, in seinem folgenreichen Aufsatz «Heimatschutz» von 1897 noch relativ allgemein. Zivilisationskritisch und fortschrittsfeindlich motiviert, konkretisierte dann Werner Lindner, in den 1920er Jahren zum Geschäftsführer des Deutschen Bundes Heimatschutz avanciert, die organologische Material-Philosophie in seinen Betrachtungen zu «Ingenieurwerk und Naturschutz»: *Nicht günstig ist dem Eisen der Umstand, daß es als künstliches Erzeugnis der Natur fremd gegenüber steht. Sein Anblick löst daher in freier urwüchsiger Wald- und Gebirgsgegend bei dem Naturfreund vielfach das Gefühl eines Mißklangs aus, während Stein und Holz als der Natur unmittelbar abgewonnene Stoffe sich dem freien Landschaftsbild von vorneherein viel ungezwungener anschließen.*

#### *Die Überwindung historistischer Bauformen: Türme als architektonisches Experimentierfeld*

Zweifelsohne galt Steinwerk bei den natur- und landesverschönernden Aussichtstürmen als idealer Baustoff. Zunächst nicht nur, weil Materialien aus der Umgebung der Turmstandorte sich harmonisch ins Landschaftsbild zu fügen vermochten, sondern auch, weil der in den ersten beiden Jahrzehnten des Kaiserreichs dominierende Baustil die Verwendung von Massivstein fast vorschrieb. Die ersten württembergischen Aussichtstürme – man denke an jenen auf der Ruine Sternenfels von 1866, den Weilerburg-Turm bei Rottenburg von 1873/74 oder den Stuttgarter Hasenbergturn von 1879 – orientierten sich ausnahmslos an den Vorbildern mittelalterlicher Wehrtürme, konsequent der zeitgenössischen Mittelalterverehrung folgend, durch die an die Wiedererweckung lange schon hinabgedämmter nationaler Größe appelliert wurde.

Sehr bald jedoch, seit den 1890er Jahren, waren die historischen Leitbilder überwunden; in der Denkmalarhitektur wurde um eigenständige Formensprache gerungen, und ab und an geriet der Aussichtsturmbau sogar zum regelrechten Experimentierfeld moderner architektonischer Ausdrucks-

möglichkeiten. Als sich der Schwäbische Albverein im Jahre 1913 zu seinem 25. Geburtstag mit dem Jubiläumsturm auf dem Roßberg selbst ein Präsent machte, da hatte der Wanderverein einen Wettbewerb ausgeschrieben, dessen Ergebnis – so die Präsentation in den Albvereinsblättern – zeigt, wie vielfältig der Spielraum der architektonischen Umsetzung geworden war: *Am häufigsten wurde man an den Eiffelturm und den Fischerschen Schönbergturm oberhalb Pfullingens erinnert, der z.T. verbessert, z.T. geradezu wiederholt oder auch schlecht kopiert erschien. (...) Im übrigen wechselte die Form zwischen Kirch-, Leucht- und Festungsturm, Taubenhau, Fesselballon, Fernrohr, Kuppelbau, Flasche usf. Auch mehrere durchbrochene Türme, dem Eisenbeton entsprechend, z.T. von bestechender Form, waren vorgeschlagen; doch fürchtet man hier den Zug.* Von der Ära der Bergfried- und Trutzturmarchitektur hatte man inzwischen endgültig Abschied genommen: *Burgartiges war wenig zu sehen.*

#### *Ein herausragender Einzelfall: Theodor Fischers «Unterhose» auf dem Pfullinger Schönberg*

Daß der Mythos des Pariser Eiffelturms mittlerweile selbst schwäbische Turmbauer in ihren architektonischen Imaginationen beeinflusste, mag verwundern. Im Falle des Pfullinger Schönbergturms überrascht dies nicht, war mit dem 25 Meter hohen Aussichtsturm aus Eisenbeton doch ein Exemplar geschaffen worden, das in seiner stilistischen Eigenart weit über all die anderen Turmbauten ragt – und dem deshalb auch weit über die Landesgrenzen hinaus Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Mit Theodor Fischer, der sich in jenen Jahren auch bei anderen Pfullinger Bauvorhaben engagierte, hatte Louis Laiblin, Privatier und honoriger Mäzen, einen Architekten an die Echaz geholt, der in den Jahren 1904 und 1905 für eine sehr eigenwillige Lösung der seit den 1890er Jahren in Pfullingen schwelenden Turmbaufrage garantierte. Fischer besann sich bei der Aufgabe, den Albberg zu bebauen, auf Pläne, die er bereits 1894 als Wettbewerbsbeitrag für das Leipziger Völkerschlacht-Denkmal eingereicht hatte.

In der Realisierung schließlich – ermöglicht durch die bei Turmbauten erstmals praktizierte Eisenbeton-Technik – wurde die Absicht des Aussichtsturmes, die Vermittlung eines ästhetisierten Naturerlebnisses, so konsequent wie selten durchdacht. Einer der beiden achteckigen Pylone des doppelsäuligen Turmes – vom Volksmund seiner Form wegen kurz «Unterhose» getauft – dient zum Aufstieg, der so erfolgt, daß ursprünglich mit un-





Den leuchtend weißen Anstrich erhielt Theodor Fischers Schönbergturm, der im Volk bald die Unterhose genannt wurde, erst mit den Jahren. Gemäß der Maxime, der Bau solle sich harmonisierend ins Landschaftsbild fügen, hofften die Initiatoren zunächst, die Eisenbetonteile würden von Moos und Flechten überwachsen. Aufnahme des Pfullinger Photographen Burge-meister von 1906.

durchsichtigem Glas versetzte Fenster zwar das Treppeninnere beleuchten, ein vorzeitiger, fragmentarischer Ausblick über das Alvorland aber unmöglich ist. Erst oben, auf der den beiden Säulen aufgesetzten Galerie, eröffnet sich, den Betrachter schier überwältigend, der weite Blick über die Alblandschaft. Und zwar so, daß die Fenster der überdachten Galerie den Blick der Schauenden auf unterschiedliche Landschaftsausschnitte – freie Natur, Albtäler, kultivierte Landschaft, Städte und Dörfer – lenken und für immer neue überraschende Perspektiven sorgen. Die Schau ins Offene wird so zum Kunsterlebnis. Der weiße Anstrich, der dem stilbewußten Bau seine Eleganz schenkt, wurde ihm erst später verliehen; ursprüngliche Absicht war es, den Eisenbetonbau über die Jahre mit Moos und Flechten bewachsen zu lassen, so daß er sich gänzlich in die Umgebung des Pfullinger Albraufs hätte einfügen können. Auch die an-

fänglich angebrachten Holzschindeln auf dem Turmdach verschwanden und wurden später durch Kupfer ersetzt.

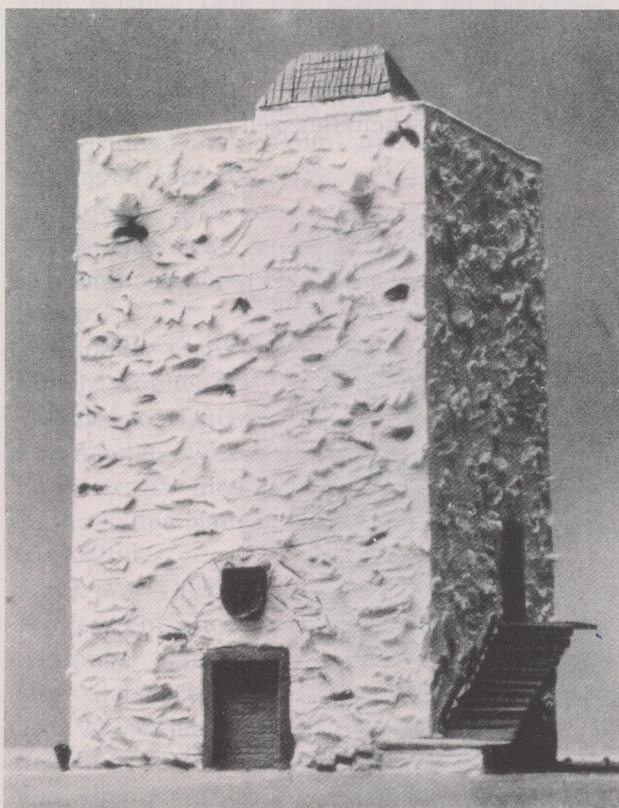
Fischers findige Turmideen freilich blieben im provinziellen Horizont der württembergischen Verschönerungs- und Wandervereine die Ausnahme. In der Regel waren es allenfalls lokal bedeutende Architekten – meist Stadt- oder Oberamtsbaumeister –, die für die Entwürfe verantwortlich zeichneten. Extravagante Lösungen blieben die Ausnahme. Exotische Anleihen etwa sind unübersehbar an dem vom Gschwender Verschönerungsverein nach der Jahrhundertwende errichteten Hagbergturm, dessen Pagodendach in den Kriegsjahren abgetragen wurde, um Platz zu schaffen für die Flak. Aus der Reihe – allerdings in erster Linie seiner technischen Eigenarten wegen – tanzt auch der Ehinger Kaiser-Wilhelm- oder Wolferturm: Der dreißig Meter hohe Turm nämlich wurde Anfang



der 1890er Jahre von dem überregional bedeutenden Baumeister Max Buck als Zementbeton-Bauwerk, eine damals bei Hochbauten noch weitgehend unerprobte Technik, errichtet.

### *Gewandeltes Nationalbewußtsein, Landschaftsschutz und das Ende der Aussichtsturm-Ära*

Auch wenn danach im Schwäbischen noch etliche Aussichtstürme errichtet wurden, mit dem Ende des Kaiserreichs war auch das Ende der eigentlichen Aussichtsturm-Ära gekommen. Nicht nur, daß die Erschließung der württembergischen Landschaften als Erholungs- und Wandergebiete im wesentlichen abgeschlossen war, mit dem Untergang des kaiserlichen Deutschlands hatten diese Aussichtstürme ihre Symbolkraft – Stärke und Potenz der kaum ein halbes Jahrhundert zuvor geeinten Nation verkörpernd – verloren. Die bilder- und symbolsüchtige Epoche des wilhelminischen Deutschlands war nachfolgenden Generationen rasch fremd geworden. Projekte, die tatsächlich eigenständiges Profil aufzuweisen vermochten, wa-



*Modell des Jubiläumsturms bei Plochingen. Einer der wenigen Aussichtstürme Württembergs, bei dem nach Ende des Kaiserreichs noch eigenständige Stilanforderungen verwirklicht wurden: Die Stuttgarter Architekten Kicherer und Hornberger griffen bei dem Plochinger Jubiläumsturm auf die Vorgaben des «Heimatschutzstils» – versachlichter Historismus, Baumaterial aus der Umgebung des Ortes – zurück und verwirklichten einen gedrungen wirkenden Bergfried-Typus.*

ren nach dem Ende des Kaiserreichs selten. Zu erwähnen wäre allenfalls das Ehrenmal für die Gefallenen auf der Hohen Warte bei St. Johann oder der Plochinger Jubiläumsturm des Schwäbischen Albvereins von 1938, bei dem der sogenannte Heimatschutzstil – ein ornamentloser und versachlichter Historismus wird aufgegriffen, Baumaterial aus der Umgebung des Standorts soll Bezüge zur Lokalität schaffen – konsequent verwirklicht wird. All die anderen Bauten aus jener Zeit – etwa der Jubiläumsturm auf dem Raichberg von 1928 oder der Juxkopfturm im Schwäbischen Wald von 1932 – vermögen keine neuen Akzente zu setzen. Auch bei den Turmprojekten, deren Baudaten in die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg fallen – es handelt sich oft lediglich um die Nachfolger von abgebrochenen Türmen – wird auf die hinlänglich erprobten Bauweisen zurückgegriffen wie verschaltete Holzkonstruktionen, z. B. beim Steinknicle-Turm von 1957, oder einfache Betontechniken wie beim Uhlbergturm, der 1963 einen Holzturm aus dem Jahre 1903 ersetzte.

Stimmen gegen die *Denkmalmanie* und das *Turmunkraut* (Paul Schultze-Naumburg) auf heimatischen Höhen waren allerdings schon während des Kaiserreichs zahlreich erhoben worden. Mit der militant begleiteten Wandlung des deutschen Reichsgedankens und des Nationalbewußtseins wuchsen zum einen die Zweifel, ob solch harmlose und eigentlich doch gänzlich müßiggängerischen Zwecken gewidmete Bauten tatsächlich dafür geschaffen sein konnten, als öffentliche Erziehungsinstrumente zu wirken. Inzwischen hatten sich zudem Landschafts- und Naturschutz institutionell etabliert, und so mehrten sich auch aus dieser Ecke die kritischen Stimmen, die Behutsamkeit im Umgang mit dem Landschaftsbild vorschlugen.

Doch auch in den Reihen der Wander- und Touristenvereine selbst wurde das eigene Engagement offenbar zuweilen als übereifrig empfunden. Da die Vereinskassen nach dem Ersten Weltkrieg weitgehend geleert waren, besannen sich die Wanderfunktionäre auf bereits in der Prä-Aussichtsturm-Ära des 19. Jahrhunderts geübte Praktiken, anderen Zwecken gewidmete Bauten – inzwischen nicht mehr nur Kirchtürme, sondern beispielsweise auch allüberall emporgeschossene Wassertürme – für Aussichtszwecke zu nutzen: Zweckbauten zu Aussichtsbauten zu gestalten, so wird jedenfalls 1930 in den Albvereinsblättern diagnostiziert, entspricht dem Zug der Zeit. Gegen bloße Aussichtstürme werden immer wieder, bald mit mehr bald mit weniger Recht, Stimmen laut. Auch wir mahnen zur Zurückhaltung; das meiste ist ja erreicht.